Die Sonnenfinsterniß.

John Ritsch Esq. glaubt nicht mehr dran. — Der Beweis fehlt.

Mister Editer!

Well, hen Ich's nit immer schun lang glei gesagt? Hen Ich oder hen Ich nit?

Un so war es aach!

Nämlich wege dem Friede. Des war e Jubel, wie die Nuhs Uns beim Tschallie geritscht hot! Mer hawwe es glei an de Spatt geselebräted, Ich hen die Moschen gemacht, daß der Tschallie die Koste vun Unsere Friedensfeier trage sollt. Awwer der hot vum Witte gelernt un hot diklärt, „Nit eine Kopeke" thät er gewwe. Well, da druff hen Ich zur Eröffnung der Friedensfest-Feindseligkeite emol glei for jeden Mann an Ueserm Stammtisch e Battel uffmache lasse. Un dann of course noch mehr, un die annere Buwe hawwe sich ausnahmsweis aach emol nit lumpe lasse. Un dann hen Ich die Moschen gemacht un der Dörre Quetsche-Hannes hot sie gesekent, daß Wir uffbleibe, um mitnanneer die Sonnenfinsterniß ze watsche, insofern als indem des e Naturereigniß is, wo nor sehr selten häppent un dann manchmal noch nit richtig.

Die Moschen is junänimoßli gekärrid worn mit der Exceptschen vum Knödelsepp, wo gesagt hot, er thät nit an Sonnefinsterniße un so Sache glaabe, des wär Alles Aberglaube un Superstischen.

„Knödelsepp," hen Ich gesagt, „Du bischt e Kameel un Du bappelst wieder emol Mischt. Of course, es is ja eigentlich keene Sonnefinsterniß, sonnern e Eklips." (Es kann aach sein, daß es im Inglische Iklips pronaunzt werd.)

Un dann hen Ich gemerkt, daß aach die annere Buwe nit so recht wisse, was es mit so erer Sonnefinsterniß for e Bewandtniß hot (es is fixterlich, was es for e ungebildetes Volk gebt, Mister Editer!) un deswege hen Ich Mein Meind uffgemacht, es die Buwe ze explähne.

„Jetzt guckt emol her", hen Ich gesagt. „Also angenomme, dem Knödelsepp sei Kopp is die Erd und Mei Kopp is die Sonn un der Tschallie kimmt mit seim strohdumme Kopp zwische dem Knödelsepp sein Kopp un Mein Kopp, dann könne die Bewohner vum Knödelsepp sein Kopp Mein Kopp nit sehe un konsequentli werd es e Eklips gekallt, wo uff Deitsch Sonnefinsterniß heeßt."

„Wie kimmt awwer dem Tschallie sei Kopp zwische Eure Köpp?" hot der Dörre Quetsche Hannes gefragt.

„Well," sag Ich, „Well — des is so e Sach — es hängt mit der Gravitäschen un mit der Rotäschen un dem Magnetism vun der elektrische Paralaxis zesamme un — des heißt, indem nämlich die Erd sich um die eigene Aexel un biseits aach noch um die ne un annere Stern sich fortwährend immerzu rumdreht — des heißt, Ihr Buwe, Ich will Eich emol was sage, Ich glaab es selber nit, daß die Erde sich dreht, sonnern Ich glaab, es kimmt in Werklichkeit vun die Moselche un die Nightcäps, daß mer manchmal denkt, sie thät's. Un Ich glaab, daß Selbiger, wo gesagt hot, „Un sie bewegt sich doch", aach e Bißle stark selebräting war, wie er sei Diskoverie gemacht hot."

Da druff hi is es junämoßli gemacht worn, daß es Alles Humbug is mit dem, was sie Seienz tolle un daß sie (die hungrige Professors, wo so thun, als wann sie des Gras wachse hörn thäte) es selber nit verstehn.

Unner solche wisseschaftliche Gespräch is es immer später geworn un mer hawwe vun Zeit ze Zeit schun Scauts enaus geschickt, for auszukundschafte, ob die Sonn bald uffgehn thät. Der Knödelsepp, wo wieder förchterlich gepichelt hot, wie immer, wann's ihn nix koscht, is emol vum Kundschafterdienst erei gekimme und hot geschworn, er hätt finf Sonnefinsterniße gesehe. Wir sein Alle enaus, es is awwer ausgetörnt, daß es zwee eletrik Lampe warn, wo der Knödelsepp of course doppelt un e halb gesehe hot.

Endlich war die Zeit vum Sonneuffgang, awwer die Sonn is nit uffgegange, un mer hot konsequentli nit sehe könne, ob sie hell oder dunkel war.

Un die Alti hot of course, wie Ich heim gekimme sein un explähnt hen, daß Wir wege de Sonne-Eklipse aus seientiffik Interest uffgebliwwe wär'n, hot of course gefniert und hot gesagt, es wär'n nix wie Lüge un es wär üwerhaupt kee Sonnefinsterniß.

Well, Mister Editer, was hen Ich sage könne? Es kann ja sei, daß e Sonnefinsterniß war, awwer hätt Ich es der Alti pruve könne?

Un wann Ich es nit pruve kann, daß e Eklips war, da möcht Ich wisse, wie es die Professors könne.

Deswege sag Ich: Es ist nix wie Schwindel un Humbug.

Ihne des Nämliche wünschend,

Mit Rigards

John Ritsch Esq.

Jetz sage Sie emol selber, Mister Editer, Hand uff's Herz: Glaabe Sie es?

Der Herr der Fischerflotte.

In Hamburg hat ein dort lebender Schneidergeselle aus Ungarn, Samuel Baruch, ein raffinirtes Gaunerstück vollführt. Die Fischerboote der Unterelbe führen auf dem Schiffskörper das Unterscheidungssignal S. B. und die Nummer. Darauf baute Samuel Baruch seinen Plan, als er die Tochter eines süddeutschen Gastwirthes, die in Hamburg im Haushalte sich vervollkommen wollte, kennen gelernt und sich mit ihr verlobt hatte. Er hatte sich ihr gegenüber als Kaufmann ausgegeben, ohne sich auf nähere Auskünfte einzulassen. Eines Tages Anfangs August holte Herr Baruch seine Braut ab und erklärte, heute wolle er ihr einmal „seinen Betrieb" zeigen. Die Liebesleute fuhren von den St. Pauli-Landungsbrücken aus nach Blankenese. Auf der Tour lagen 20 bis 30 Fischerboote, die alle die weithin leuchtenden Buchstaben S. B. zeigten. Stolz deutete Herr Baruch auf die Fahrzeuge und erklärte dem jungen Mädchen, dies alles sei sein Eigenthum, wie sie aus den auf allen Booten angebrachten Initialen seines Namens ersehen könne. Voller Entzücken fiel die Braut dem reichen Bräutigam in die Arme. Nach Hause zurückgekommen, schrieb sie bis tief in die Nacht einen Brief an die Eltern, indem sie ihnen das ihr widerfahrene Glück mittheilte. Darauf meldete der Vater seinen Besuch an und kam in der That nach Hamburg. Samuel Baruch fuhr mit ihm wieder nach Blankenese und zeigte ihm sein schwimmendes Vermögen. Der Wirth, der von Schifffahrt keine Ahnung hatte, glaubte alles. Die Hochzeit wurde verabredet. Bei passender Gelegenheit brachte der Schwiegersohn vor, er könne von der Conkurrenz zwei neue Boote für 10,000 Mark kaufen, aber sein ganzes Geld stecke in seinem Geschäft. Bereitwilligst stellte der Schwiegervater das Geld zur Verfügung, das, so wollte es der Schwiegersohn, als Hypothek eingetragen werden sollte. Das Geld war bald zur Stelle und dem Samuel Baruch ausgehändigt. Er ermahnte seinen Schwiegervater, am andern Morgen pünktlich vor dem Amtsgerichte zu sein, um die Eintragung der Hypothek vorzunehmen. Der zukünftige Schwiegervater wartete auch, wie Hamburger Blätter melden, Stunde auf Stunde, unterdessen hatte aber Samuel Baruch mit dem Gelde das Weite gesucht.

Frauenbildung in der Türkei.

Den türkischen Frauen ertheilt Mary Mills Patrick in der New Yorker Zeitschrift „Forum" hohes Lob; sie sind nach der Meinung der Verfasserin nicht nur ausgezeichnete Leiterinnen des Haushaltes, sondern führen auch mit großer Umsicht die Geschäfte bedeutender Handelshäuser und Banken. Oft üben sie geradezu einen entscheidenden Einfluß bei Finanzoperationen aus, da sie über ihr persönliches Vermögen selbstständig verfügen. Türkische Frauen zeichnen sich aber auch in der Literatur und in den Wissenschaften aus; sie sind als Aerztinnen thätig oder leisten wenigstens sehr geschätzte Dienste in den Hospitälern und Kinderasylen. Mehrere unter ihnen haben auch einen Ruf als Schriftstellerinnen erworben; so hat Nighiar Hanum Gedichte geschrieben, die einen großen Erfolg gehabt haben. Fatima Alihe Nahum hat das Talent ihres Vaters, des großen türkischen Geschichtsschreibers Jevdet Pascha, geerbt. In der vornehmen ottomanischen Gesellschaft ist die Frau in der Regel sehr gut unterrichtet, spricht mehrere Sprachen, vor allem Französisch, Deutsch und Englisch, und Mitglieder des diplomatischen Corps in Konstantinopel haben schon häufig ihre Ueberraschung ausgedrückt, wenn sie türkische Frauen über die wichtigsten Fragen der Politik, der Literatur und der Kunst sachverständig diskutiren hörten.

Im Restaurant.

Der Wirth im Hotel „zur Sonne" hält sehr darauf, nur feines Publikum als Gäste zu haben. Da sieht er zu seinem Entsetzen, wie der Bankier Goldmann, an einem sehr heißen Sommertage, in Hemdärmeln am Biertisch sitzt. Er darf den reichen Stammgast nicht beleidigen und überlegt lange hin und her, wie er ihn wohl auf das Unschickliche eines solchen Benehmens in einem so feinen Restaurant aufmerksam machen könne, da fällt ihm ein, daß Goldmann auch ein sehr eifriger Besucher des feinsten Cafes der Stadt, des Cafes Nordpol, ist. Er geht zu seinem Gast und fragt ihn: „Was glauben Sie wohl, Herr Goldmann, was der Wirth vom „Nordpol" sagen würde, wenn Sie sich in seinem Lokal in Hemdärmeln hinsetzten?" — „Sie glauben wohl, Sie sitzen in der „Sonne", würde der sagen," entgegnete ruhig der Bankier.

Im Auskunftsbureau.

Inspektor: „Was sind Sie?"

Lehmann: „Waffenfabrikant."

Inspektor: „Welche Art Waffen stellen Sie her?"

Lehmann: „Lederpantoffeln."

Eine wilde Jagd für ein Menschenleben.

Wahre Geschichte aus Mariposa von Rufus.

Von Paul Revere's wildem Ritt weiß jedes Kind in Amerika, wie er vor den daherstürmenden Wogen daherjagt, um Menschenleben zu retten. Nicht so bekannt ist die Geschichte von Lafayette Choisser, die sich seiner Zeit in Mariposa County zugetragen hat und bei der es sich allerdings nur um ein einziges Menschenleben handelte. Aber eine Heldenthat war es nicht minder und sie verdient, nicht vergessen zu werden.

Diese Geschichte ereignete sich am 15. Januar 1878, und mancher von den alten Ansiedlern jener Gegend wird sich derselben noch wohl erinnern. Dort rettete der Franzose Lafayette Choisser, ein kleiner flinker Kerl voll von Muth und Entschlossenheit, das Leben eines von den unter dem Namen Chowchilla-Rangers bekannt gewordenen Vigilanten, die sich selbst als Wächter der öffentlichen Sicherheit konstituirt hatten, zum Tode verurtheilten Indianers. Leider ist der selbe brave Mann bald darauf einem jähen Tode verfallen — er wurde eines schönen Morgens todt in einem Loche bei Benton's Mühle gefunden — mit einer Kugel im Kopfe. Und nie ist sein Mörder entdeckt worden.

Der Indianer Willie, ein junger „Half Breed", war unter der Beschuldigung, den Ranger Jonas Thompson vom Cowchilla-Distrikt ermordet zu haben, festgenommen worden, und obwohl nur Umstandsbeweise gegen ihn vorlagen und Viele glaubten, daß Thompson von einem Amerikaner, der sein Feind war und der die Schuld auf den Indianer abgewälzt, nachdem er selbst den Mord begangen, wurde dieser doch zum Tode verurtheilt. Damals herrschte dort gerade eine sehr bittere Stimmung gegen die Indianer und ein allgemeiner Angriff auf dieselben in der Rancheria war gemacht worden, bei dem fünf Indianer getödtet und mehrere andere verwundet worden waren. Willie war ins Gefängniß gebracht worden und die Männer hatten dann versucht, das Gefängniß zu stürmen, waren aber von dem braven Sheriff und seinen Leuten zurückgeschlagen worden. Dabei war Willie schwer verwundet worden. Kaum einigermaßen wieder hergestellt, wurde er prozessirt und es stand von vornherein fest, daß er zum Tode verurtheilt werden würde. Als Richter fungirte J. B. Campbell, als Distrikt-Anwalt G. G. Goucher. Der Letztere hielt eine seiner fulminanten und voll Haß gegen die Indianer überfließenden Reden und selbstverständlich sprachen die Geschworenen das von ihm verlangte „Schuldig" aus — nur ließen sie es bei einer Verurtheilung auf Lebenszeit in San Quentin bewenden, weil sie ihrer Sache doch nicht ganz sicher waren.

Aber sofort erhob sich schon im Gerichtssaal allgemeiner Unwille mit dem Urtheil; man wollte eben absolut den Indianer hängen, und der Sheriff Clark begriff schnell, daß ein Lynchgericht bevorstand, sobald er den Versuch machte, den Gefangenen aus dem Gefängniß nach dem Zuchthaus zu bringen. Er betraute daher den zuverlässigsten seiner Leute, Choisser, mit der Aufgabe, den Gefangenen fortzuschaffen, und „Punch", wie ihn die ganze Gegend nannte, ließ zwei flinke Pferde in aller Stille an die eine Seite des Gefängnisses bringen, während die Leute sich vor dem Hause versammelten. An der Seite des Gebäudes stand ein hoher Baum, der seine Zweige bis nach dem oberen Fenster des Gefängnisses ausstreckte. Dort ließ „Punch" ein Seil anknüpfen, und während die Menge vor dem Hause lärmte, ließ er in günstigem Augenblicke den Gefangenen von dem Baum herab; die Pferde standen bereit, und ehe die Lyncher es sich versahen, sprengte der Deputy mit seinem Gefangenen zum Orte hinaus. Schleunigst eilten die überrumpelten Männer nach ihren Pferden, und nun begann eine wilde Jagd um das Leben des Gefangenen. Die beiden Reiter hatten vor den anderen einen Vorsprung von fünfzehn Minuten — das war nicht viel. Aber sie hatten ausgezeichnete Pferde, und im Anfang ging die Geschichte gut genug. Sie flogen dahin über die Hügel und jagten so schnell nach Princeton, daß die Leute daselbst kaum vor die Thüren kommen konnten, um sie zu sehen. Dann kamen sie auf die Landstraße — der einigermaßen verschlafene Deutsche, der dort das Wegegeld zu erheben hatte, glaubte, daß der Teufel vorbeigeritten sei, als er endlich vor die Thür kam. So ging es weiter bis Hornitos, zweiundzwanzig Meilen weit. Hier wurden die Pferde gewechselt, die besten, die der Leihstallbesitzer hatte, wurden genommen und Choisser befahl diesem, den Verfolgern keine Pferde zu geben. Weiter ging's über Weg und Steg, kurz nach Mittag kamen sie nach Mariposa. Bis hierher hatte der Weg immer noch Verstecke gehabt, wohin sie sich eventuell hätten flüchten können — jetzt ging es in die Ebene hinaus, hinunter nach Merced. Der Indianer war größer und von Natur stärker als Choisser, aber die Gefängnißhaft und die Verwundung hatten ihm seine Kräfte genommen, und er konnte kaum noch weiter.

Aber „Punch" ließ ihn nicht einen Augenblick ruhen. „Siehst du nicht, wie sie hinter uns sind — siehst du nicht den Staub da hinten wirbeln? Dort ist der alte Laird!"

Das genügte — denn Willie wußte, daß es sein Leben kostete, wenn der alte Laird ihn einholte. Choisser gab ihm einen Revolver in die Hand und sagte: „Wenn es nöthig wird, schieße den Ersten, der uns einholt!"

Immer schwächer wurde Willie; er jammerte nach einem Tropfen Wasser, und nicht weit davon, am Six Mile House, gab es einen Bach. Aber Choisser ließ es nicht zu; weiter ging's in tollem Jagen und näher kamen die Vigilanten. „Nimm den Revolver in die Hand!" rief Choisser, „und schieße, wenn sie herankommen!"

Da endlich war die Brücke über den Merced Fluß erreicht und die Pferde donnerten darüber und hinein nach Merced. Der Gefängnißbeamte öffnete rasch das Thor und hinein ritten die beiden — sie waren in Sicherheit. Eine Minute später waren die Vigilanten da — sie kamen zu spät. Vier Stunden nur hatte der tolle Ritt vom Courthouse von Mariposa bis nach Merced genommen.

Es hat sich bald darauf herausgestellt, daß Willie an der Ermordung Thompson's unschuldig gewesen war, und Choisser hat es noch erfahren. Aber bald darauf ist er, wie schon gesagt, ermordet gefunden worden und es wird noch heute vermuthet, daß einer von den Männern, die den Rancher Thompson ermordet hatten, auch den Deputy-Sheriff Choisser erschossen hat.

Peitzer Stadtheide.

Das Wahrzeichen der Stadt Peitz bildet eine etwa 120jährige Kiefer ohch oben auf dem alten massigen Thurm der Zitadelle der ehemaligen Festung. Man nennt diesen Baum scherzweise wohl die „Peitzer Stadtheide" und erzählt, auf welche Weise die gute Stadt in den Besitz dieses „Hochwaldes" gekomemn ist. In den vierziger Jahren kam n?mlich der König Friedrich Wilhelm der Vierte, von einer Reise aus Schlesien heimkehrend, durch die Stadt Peitz. Wegen ines kleinen Unfalles — es mußte unterwegs ein Rad ausgebessert werden — verzögerte sich aber die für den frühen Vormittag angesagte Ankunft des Königs bis zum Nachmittag. Die Herren vom Rath, die sich rechtzeitig im höchsten Wichs zur Begrüßung auf dem Marktplatz eingefunden hatten, glichen nun aber keineswegs den thörichten Jungfrauen, die das Oel für ihre Lampen vergessen hatten; sie goßne beinahe zuviel des Guten auf die Lampe und brachten schließlich in feucht-fröhlicher Stimmung ein Hoch nach dem anderen auf ihren geliebten Landsherrn aus. Endlich gegen 3 Uhr rollte der Wagen des Königs heran; leider aber dauerte nun, weil man sich zu sehr verspätet hatte, der Aufenthalt des Königs nur wenige Minuten. Nach der Begrüßungsrede des Bürgermeisters fragte der König kurz: „Habt Ihr noch einen Wunsch?" Verdutzt standen alle da. Plötzlich platzte einer der Stadtväter mit der Antwort heraus: „Majestät möchten un den alten Thurm der Zitadelle schenken!" „Den sollt Ihr haben!" erwiderte der König, nickte gnädig den Herren vom Rath zu und gab das Zeichen zur Weiterfahrt. Nun erst fiel den Rathsherren ein, daß es doch viel verständiger gewesen wäre, wenn man sich einen Theil der umliegenden riesigen Forsten erbeten hätte; die Zitadelle besaß man ja sowieso; aber man hatte keinen Wald. Flugs setzte sich nun der Bürgermeister auf's Pferd, ritt dem Könige nach und sagte zu ihm: „Majestät, wir haben uns die Sache überlegt, wir möchten lieber ein Stück Wald als Stadtheide haben!" Der König aber schlug die Bitte ab, indem er entgegnete: „Es bleibt dabei, Ihr bekommt die Zitadelle und die Stadtheide, die oben darauf wächst!" Seitdem nennt man den Baum dort oben die „Peitzer Stadtheide".

Eine neue Methode, Diebe zu bannen,

wird der Nienburger Post aus Hoya mitgetheilt: Einem dortigen Imker waren öfters Bienenvölker gestohlen worden. Alles Anzeigen und alles Aufpassen half nichts. Der Bestohlene war ein Menschenkenner und spekulirte auf den Aberglauben. Er griff sich einen fremden Handwerksburschen auf, hatte eine lange heimliche Unterredung mit ihm, gab ihm einen Thaler und ließ ihn am Sonntagmorgen mit einem zugebundenen Bienenkorb auf dem Rücken in einiger Entfernung von seinem Bienenstande stehen. So war's verabredet. Der Mann stand nach Kirchenanfang bis 11 Uhr Vormittags, als die Leute aus der Kirche kamen. Verwundert blieben Männlein und Weiblein stehen und schauten den Fremden mit dem Bienenkorb an, der wie festgewurzelt dastand. Unser Imker stand, gemüthlich seine Piepe rauchend, am Bienenstand. „Nachber, wat is düt un wat schall datt bedüden?" — „Oh, wider nix, nich, dat is'n Deef, de het mi Immen stalen." — „Worüm steiht he denn aber da?" — „Oh, ick hebb em bannt," meinte unser Imker und wies mit der Pfeifenspitze auf den „Bienendieb". Nun war die Sache den Leuten klar, ein Gruseln ging ihnen den Rücken herunter und scheu blickten sie zu dem Hexenmeister hin, der solche Dinge verstand. Ein altes, gutherziges Weiblein mit dem Gesangbuch in der Hand trat nun zu dem Imker heran und bat ihn: „Nachber, nu lat em loopen, he het jo nu sin Deel." — „Na, wenn ji meent, denn schall en dat nochmal so hengahn," sprach's, ging auf den „Gebannten" zu, holte seinen „Bannzettel" aus der Tasche und las halblaut die beschwörende Formel ab; dann machte er drei Kreuze über den „Gebannten", und damit war der „Bann gebrochen". Der „Dieb" hate plötzlich den Gebrauch seiner Glieder wieder, jäh ließ er den Bienenkorb fallen und rannte wie besessen durch den Obstgarten ins freie Feld. Im ganzen Dorfe aber wurde noch nach Wochen die gruselige Geschichte immer und immer wieder erzählt, und die Leute, die es gesehen hatten, waren überall der Mittelpunkt des höchsten Interesses. Immer wieder mußten sie es den andern erzählen, und sie schlossen dann stets mit den Worten: „Ick hebb' et mit minen Oogen sülben sehne, ick bün 'r mit bi wesen." Seit dieser Zeit ist aber dem schlauen Imker niemals mehr ein Bienenkorb gestohlen worden.

Der beste Schatz.

„Ach, hätt' mein Mütterlein ich noch
Mit silberweißem Haar,
Wie wollt' ich ihr verschönern doch
Das Leben immerdar!

Und wär' sie müde, krank und schwach,
Sie pflegen spät und früh,
Wie gerne unter meinem Dach
Behüten, schirmen sie!"

So wohl im Stillen mancher Sohn
Wehmüthig, sinnend denkt,
Dem längst die Mutter wurde schon
In's kühle Grab gesenkt;

Doch als sie lebte, oft gekränkt
Hat er sie unbedacht, —
Der Liebe, die sie ihm geschenkt,
Gab er nur wenig Acht.

Nun sehnt er sich zurück so heiß
Nach ihrem treuen Rath,
Ihm däucht, daß Keiner solchen weiß,
Wie sie mit Wort und That! —

D'rum, wem ein Mutterherz noch schlägt,
Der halt' es hoch und werth,
Ein Kleinod wird so unentwegt
Nie wieder ihm bescheert!

Werth des Spazierengehens.

Schillers Gedicht: „Der Spaziergang" zeigt in überschwenglicher Weise, welche Wirkung ein Gang ins „Frie" auf des Menschen Gemüth auszuüben vermag. Da ist überall Genuß für die Sinne des Naturfreundes und Stoff zum Denken dazu. Durch Felder und Wiesen, durch Wälder und Auen, an Dörfern vorüber, an belebten Wasserstraßen entlang führt der Weg, Augen und Ohren stets Neues bietend. „... auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin, vielfach ertönt der Heerden Geläut im belebten Gefilde. Und den Widerhall weckt einfach des Hirten Gesang, Muntere Dörfer bekränzen den Strom usw., usw." — Mag Schiller hier auch nur für die Sinnesreize schwärmen, der Spaziergang bietet uns nebenher, neben der geistigen Erfrischung körperliche Wohlthaten. Außer Augen und Ohren erhalten auch unsere übrigen Organe ihr Theil von solchem Spaziergange. Nicht nur unser Nervensystem, sondern vornehmlich Lunge und Herz, selbst der Magen ziehen Nutzen aus dieser Bewegung im „Freien". — Sonnenschein, frischeee Luft und Bewegung in derselben wirken ebenso mächtig auf unseren Organismus, wie die oftmals bestrickende Szenerie um uns her. — Beide gehören aber zusammen, um den nöthigen Effekt hervorzurufen. Wer z. B. in Geschäften durch die Straßen eilt, ist in seinem geistigen Leben bereits so in seinem Aufgaben vertieft, daß die Hirnzellen in emsiger Arbeit sich befinden und unbedingt jenes heiteren Ausruhens entbehren, das für einen richtigen Spaziergang eine unerläßliche Vorbedingung ist — Ohne diese Ruhe kann ein Spaziergang niemals die Erquickung bringen, welche er bringen soll, und ohne welche er vergebens unternommen ist. Wir dürfen den Spaziergang keineswegs als eine Arbeit betrachten, er soll vielmehr einen ausgleichenden Faktor bilden zwischen Berufsarbeit und Erholung, wie für den Kopfarbeiter, der vielleicht in sonst gesunder Luft sein Pensum abgewickelt hat. Besonders wichtig aber sind Spaziergänge für diejenigen, die in Unthätigkeit und Langerweile ihre Zeit hinbringen. — Die Gesundheit ist nicht feil für Mäßigung und Unthätigkeit: die Organe erstarken nicht durch ruhiges Verhalten, sondern werden schwächer und weniger leistungsfähig. Wer daher seine Gesundheit durch Ruhe und Schonung erhalten und kräftigen will, der gleicht demjenigen, der durch Schweigen ein guter Redner werden will. Bewegung des ganzen Körpers ist darum für uns in gesunden Tagen und selbst des öftern auch bei Unwohlsein nöthig, in manchen Krankheitsfällen ist sie eins unserer Hauptheilmittel. Man kann zwar die frische Luft, den Sonnenschein und alles das, was er beleuchtet, auch bei der passiven Bewegung genießen, indem man sich in einem Wagen fahren oder in einem Boot fortrudern läßt, das Beste jedoch bleibt die aktive Bewegung des ganzen Körpers in frischer Luft, namentlich das Spazierengehen.

Immer geschäftsmäßig.

A.: „Wohin so eilig?"

B. (Kaufmann): „Auf's Standesamt, um ordnungsmäßig einen kleinen Famlienzuwachs buchen zu lassen!"

Selbst ist der Mann.

Dr. Pulverchen: „Was treibt Ihr denn da, liebe Kinder?"

Junge: „Nu, mer spielen Begräbniß."

Dr. P.: „So, so, Begräbniß. Wen begrabt Ihr denn?"

Junge: „Den Herrn Gemeendevorschdand."

Dr. P.: „Was Du sagst! Was hat ihm denn gefhlt?"

Junge: „Schlecht warsch em."

Dr. P.: „Habt Ihr denn keinen Doktor geholt?"

„Nee, mer ham'n selber umgebracht!"

Coulant.

Lebemann (der sich mit der Tochter eines Bankiers verlobt hat, zu diesem): „Und wann können wir die Hochzeit feiern?"

Bankier: „Meine Tochter ist noch sehr jung; mir wäre es lieb, wenn Sie noch zwei Jahre warten würden!"

Lebemann: „O, das ist fatal!"

Bankier: „Durchaus nicht! Ich pumpe Ihnen schon unterdessen etwas!"

In der Religionsstunde.

Lehrer: „Wieviel betrug wohl das Scherflein der armen Wittwe? Na, Lieschen (die den Finger emporgehoben hat), wieviel denn?"

Lieschen: „Zwölf Mark dreiundvierzig Pfennige!"

Lehrer: „Wie kommst Du denn gerade auf diese Summe?"

Lieschen: „Ja, im Katechismus steht: „Das Scherflein der armen Wittwe" (Mark. 12,43).

Ach so!

Frau: „Hören Sie, Herr Doktor, was ist denn das, mein Mann spricht bei Nacht immer im Traum?"

Arzt: „Das ist sehr erklärlich; Sie lassen ihn eben, wenn er wacht, zu wenig zum Wort kommen."

Schlaukopfchen.

Märchen: „Es ist unrecht von Mama, sie giebt Dir immer mehr Kuchen als mir."

Lenchen: „Das werde ich wieder gut machen, heute Abend bekommen wir beide ein Senfpflaster, dann gebe ich Dir das größere."

O diese Fremdwörter.

„Ist Ihr Zahnschmerz rheumatischer Natur, oder haben Sie einen hohlen Zahn?"

„Ich weiß nicht, der Zahnarzt sagte nur, daß er kurioser (kariöser) Natur sei."

Neuer Gedächtnißsitz.

Köchin: „Weißt Du noch, heute vor vier Wochen hat Dir der Gänsebraten so gut geschmeckt."

Soldat: „Ja, Lina — mein Magen hat ein gutes Gedächtniß!"

Verschnappt.

Junger Arzt: „Es ist schrecklich, was ich für einen Zulauf habe; jede Nacht werde ich drei bis vier Mal aus dem Bett geholt!"

Ja, aber, wann schlafen Sie denn da?"

„Na, in den Sprechstunden!"

Der Haarkranz.

A.: „Sehen Sie mal, ich bekomme au chschon eine Glatze."

B.: „Das ist gar nichts. Eine richtige Glatze hat man erst dann, wenn man beim Haarschneiden den Hut aufbehält."

Bei der Heimkehr.

Erster Seemann (bekneipt): „Oweh! Da fällt mir ein, ich habe ja meiner Frau versprochen, einen Papagei mitzubringen!"

Zweiter Seemann: „Beruhige Dich, sie hat an dem Affen, den Du ihr mitbringst, genug!"

Ein ehrlicher Spitzbube.

Strolch (der einen Spaziergänger bis auf's Hemd ausgeraubt hat und im Anzuge des Geplünderten eine Schneiderreichnung findet): „Was, den Anzug haben Sie noch gar nicht bezahlt? — Sie sind ja ein netter Lump!"

Naturgemäß.

Johann: „Herr Baron, haben Sie nich tgesehen, wie die Augen der Gnädigen blitzen?"

Baron: „Doch, — nun wird es auch gleich donnern."

Sichere Diagnose.

Patient: „Bitte, sagen Sie mir aufrichtig, Herr Doktor, wie steht es mit meinen Lungen?"

Doktor: „Nun, ich kann nicht leugnen: etwas angeariffen sind sie ja, aber reichen werden sie noch so lange Sie leben!"

Gemüthlich.

Tourist (Morgens zum Wirth): „So miserabel, wie bei Ihnen, habe ich noch nie geschlafen! Die ganze Nacht konnt' ich kein Auge zumachen!"

Wirth: „Haben S' vielleicht o schlecht's Gewissen?"

Unverfroren.

Schwiegervater: „Jetzt hat mein Junge auch Lust, die Offizierskarriere einzuschlagen."

Schwiegersohn (Leutnant, bedenklich): „Zwei Offiziere in der Familie ... wird uns das nicht zu theuer werden, Schwiegerpapa!"